

## Corona-Impfung

# Kann ich, soll ich, darf ich?



Bald beginnt das Impfen. Hersteller und Behörden garantieren eine hohe Sicherheit des Stoffs. Ist ihnen zu trauen?

WISSEN UND POLITIK, SEITE 3

## Rettet Weihnachten!



Was das Fest bedeutet. Wie wir es trotz Corona würdig feiern können. Und warum die Gottesdienste nicht ausfallen dürfen

Glauben & Zweifeln, S. 72–74

## Spur nach Deutschland

Ein Journalist recherchierte über ein Drogenkartell in Mexiko. Er wurde ermordet – wir machen weiter

Dossier, S. 17

CORONA

TAG DER MENSCHENRECHTE

## Heilsame Feiertage

Die Zahlen zeigen: Deutschland braucht leider einen echten Lockdown. Doch ist der Zeitpunkt dafür ziemlich perfekt VON ANDREAS SENTKER

Es ist uns einfach missglückt. Den Musikerinnen fehlen die Zuhörer im *Weihnachtsoratorium*, den Theatern die Kinder beim Märchenspiel, den Köchen die Gäste. Das alles gilt jeweils auch umgekehrt. Viele leiden unter den Einschränkungen der vergangenen Wochen. Und allen Entbehrungen zum Trotz: Noch immer infizieren sich in Deutschland zu viele Menschen mit Sars-CoV-2. Noch immer erkranken zu viele Menschen an Covid-19. Mehr Menschen denn je sterben mit dieser Krankheit.

Schon jetzt ist klar: Marktplätze und Straßen deutscher Innenstädte werden nach Weihnachten vielleicht festlich beleuchtet, aber weitgehend menschenleer sein. Kirchen organisieren Gottesdienste im Internet oder im Freien. So manche Familie denkt darüber nach, den geplanten Besuch bei den Großeltern wieder abzusagen.

Dabei war das doch das Versprechen: Bars, Fitnessclubs und Kinos bleiben zu, Unternehmen, Kitas und Schulen bleiben offen. Wir gehen arbeiten und lernen und verzichten ein paar Wochen auf Freizeit und Genuss. Dafür dürfen wir Weihnachten feiern, Verwandte besuchen, sogar im Hotel übernachten.

### Die Politik hat Weihnachten nicht gerettet. Nun muss Weihnachten uns retten

Das Ergebnis: Es ist uns gelungen, den exponentiellen Anstieg der Infektionen zu bremsen. Wir haben gerade noch jenen *tipping point*, den Kippunkt, vermieden, an dem der Ausbruch unkontrollierbar geworden wäre. Doch für ein lang andauerndes »Weiter so« reicht das bei Weitem nicht. Den ökonomischen Preis für all die Verdienstauffälle und drohenden Pleiten kann sich auch ein wirtschaftlich stabiler Staat auf Dauer nicht leisten. Den menschlichen Preis von täglich inzwischen nahezu 500 Toten will niemand aus freiem Entschluss tragen. Auf diese Dringlichkeit gemeinsamen europäischer Ziele weisen in dieser Ausgabe drei führende Forscherinnen hin (siehe Seite 40).

Das Virus kennt aber auch keine Feiertage, keine Ferien, keine Pause. Darum müssen wir jetzt Pause machen. Je konsequenter wir sie einhalten, desto kürzer kann sie ausfallen – und desto kleiner wird auch der wirtschaftliche Schaden; gut für die Geschenke im nächsten Jahr.

matikerinnen in einer Stellungnahme der Leopoldina, der Nationalen Akademie der Wissenschaften, gerade eindrucksvoll begründen: Wir können uns selbst beschenken. Und das kostet gar nicht so viel.

Denn Kita- und Schulferien früher beginnen und später enden zu lassen ist ein vergleichsweise kleiner Schritt. Gleichzeitig Homeoffice, wo immer möglich, zur Regel zu machen nutzt die im Frühjahr auf gebauten IT-Strukturen in den Unternehmen – von denen einige ohnehin Betriebsferien haben. Bis zum 10. Januar soll das öffentliche Leben weitgehend ruhen. Und im nicht öffentlichen Leben sind alle Menschen aufgerufen, »soziale Kontakte außerhalb des eigenen Haushalts auf ein Minimum zu reduzieren«.

Die Botschaft: Es kommt gerade im harten Lockdown nicht nur auf politische Vorschriften an, sondern vor allem auf das persönliche Verhalten. Zu Beginn der Pandemie waren es einzelne Superspreeder, die in Fußballstadien, in Fleischfabriken und auf Familienfesten viele Menschen infizierten. Eine individuelle Begegnung zweier Menschen war da statistisch betrachtet vergleichsweise risikoarm. Seither hat sich der Erreger – vielfach unbemerkt – deutlich weiter verbreitet. Heute kommt es auf jede und jeden an.

Man muss nicht nach Asien schauen, um das eindrucksvoll sichtbar zu machen. Es reicht auch ein europäischer Vergleich. Im ersten Schrecken der Pandemie haben wir die Zahl unserer Kontakte um 63 Prozent reduziert, gerade verzichten wir nur auf 43 Prozent unserer persönlichen Treffen – anders als etwa die Iren. Die Folge: Während sich in Deutschland täglich noch immer etwa 200 Menschen je eine Million Einwohner neu infizieren, sind es in Irland inzwischen weniger als 60.

Das Beispiel zeigt auch: Die Bekämpfung von Corona kann auf Dauer nur auf europäischer Ebene gelingen. Das Virus kennt keine Grenzen. Die Erfolge eines Staates sind schnell zunichtegemacht, wenn der Nachbarstaat nicht mitzieht. Auf diese Dringlichkeit gemeinsamer europäischer Ziele weisen in dieser Ausgabe drei führende Forscherinnen hin (siehe Seite 40).

Das Virus kennt aber auch keine Feiertage, keine Ferien, keine Pause. Darum müssen wir jetzt Pause machen. Je konsequenter wir sie einhalten, desto kürzer kann sie ausfallen – und desto kleiner wird auch der wirtschaftliche Schaden; gut für die Geschenke im nächsten Jahr.

www.zeit.de/vorgelesen

## Dieses Lachen!

Der Westen soll mit dem Iran reden, aber er soll dabei in das Gesicht der Anwältin Nasrin Sotudeh schauen VON NAVID KERMANI

Die Menschenrechte haben ein Gesicht. Es ist weiblich. Es hat funkelnde Augen und eine rechteckige Brille. Trotz der Falten wirkt es mädchenhaft keck. Es strahlt Kraft aus, Klugheit, aber auch Verletzlichkeit und Wärme. Es ist schön. Aber vor allem: Das Gesicht lacht. Gleich, in welchen Aufnahmen die Menschenrechtsanwältin Nasrin Sotudeh zu sehen ist, ob zwischen ihrer Familie oder ihren Mandanten, ob in Jafar Panahis Berlinale-Gewinner *Taxi Teheran*, wo sie unverblümt über die Diktatur in ihrem Land spricht, oder aktuell in der Dokumentation *Nasrin* des Amerikaners Jeff Kaufman, geschwächt vom Hungerstreik und von einer schweren Corona-Infektion, hinter der Glasscheibe, von wo sie alle paar Wochen mit ihrer Familie über ein Telefon sprechen kann – ihr Gesicht lacht, und ihre Hände winken fröhlich durch die Scheibe, während der kleine, in einen Häftlingsmantel gezwungene Körper nicht nur ihren Kindern, sondern allen Iranern, der ganzen Welt zuzurufen scheint: Verzagt nicht. Ich werde frei sein. Wir werden frei sein. Im Augenblick aber ist Nasrin Sotudeh zu 33 Jahren Haft und 148 Peitschenhieben verurteilt.

### »Verzagt nicht. Ich werde frei sein. Wir werden frei sein«

Noch in ihrer letzten Botschaft, bevor sie vergangene Woche nach einem kurzen Hafturlaub wieder ins Gefängnis zurückkehren musste – just am Abend vor der Verleihung des Alternativen Nobelpreises –, setzte sich Sotudeh nicht etwa für ihre eigene Freilassung ein, sondern für den zum Tode verurteilten Mediziner Ahmed Resa Dschalali.

Die Pandemie hat zur Folge, dass wir immer weniger über die Welt erfahren. Menschen können nicht reisen, Reporter nicht berichten, Migranten nicht ihre Verwandten besuchen. Wenn ich im Iran anrufe, höre ich nur knappe Sätze, wer an dem Virus gestorben ist oder sich seit März nicht auf die Straße traut, weil niemand den offiziellen Epidemiologen glaubt; dass ein Vater für die Enthauptung seiner Tochter mit ein paar Jahren Haft davonkommt, weil er nach iranischem Recht über seine Kinder verfügen darf; wie viel ein Ei kostet, ein einzelnes Ei, nämlich so viel, wie mancher am Tag verdient. Mehr erfahre ich in der Niedergeschlagenheit

der Stimmen, den Pausen zwischen den Sätzen, den wehmütigen Abschiedsworten, weil man auf lange Zeit nicht mit unserem Besuch rechnet.

Und so schlecht fing das Jahr schon an, mit dem Abschuss des Passagierflugzeugs durch das eigene Militär, und niemand wurde entschädigt, angeklagt, entlassen. Mit dem eigenen Volk macht der Staat, was er will, und wenn es aufmuckt, wird es niedergeschossen, zu jahrzehntelanger Haft verurteilt, im Gefängnis vergewaltigt und gefoltert, um den Studienplatz, die Arbeit, die Zukunft gebracht. Viele verzagen, erst recht seit dem Ausbruch der Pandemie, da das Land auch mit Ministern geschlagen ist, die schweißtriefend verkünden, man habe das Virus im Griff, nur um dabei das gesamte Fernsehstudio anzustecken. Mit Ajatollahs, die Massengebete als Infektionsschutz empfehlen. Mit Gerichten, die Frauenrechtlerinnen, Bahais, Dersische, Intellektuelle, Arbeiter, Studenten im Wochenrhythmus aburteilen, weil gerade niemand auf der Welt hinsieht. Mit Skandalen, die nicht verfolgt werden, weil ihre Spuren zum Militär führen. Mit Sanktionen, aufgrund derer die grundlegendsten medizinischen Güter fehlen. Durch einen US-Präsidenten, der mit der Bombardierung des iranischen Weltkulturerbes droht, offener Barbarei also, als ob die Iraner keine Menschen wären.

Die Wahl Joe Bidens ist für den Iran Chance und Gefahr zugleich. Ja, es ist sinnvoll, mit Teheran zu verhandeln. Aber viele Iraner fürchten, dass der Westen über die Aussicht auf einen neuen Atomdeal einmal mehr die Lage der Menschenrechte ignoriert. Deren Einhaltung muss Teil eines jeden Abkommens sein.

Die Erfahrung lehrt, dass die Islamische Republik auf diplomatischen und ökonomischen Druck reagiert; allein aus Gefälligkeit hätte sie ihr Nuklearprogramm nicht der striktesten Kontrolle in der Geschichte der Internationalen Atombehörde unterworfen. Wenn ein künftiges Abkommen jedoch nur der internationalen Sicherheit dient und nicht zugleich den Iranern, ihrer Freiheit, ihrer Zukunft, wird das Land niemals ein Faktor für Stabilität sein.

Ja, der Westen soll mit Teheran reden. Aber er soll dabei in das Gesicht von Nasrin Sotudeh und allen anderen politischen Gefangenen im Iran schauen. Ihr Lachen ruft auch uns zu, dass ein freier Iran möglich ist.

PROMINENT IGNORIERT



## Zu hoch!

Experten aus China und Nepal haben den Mount Everest neu vermessen. Mit 8848,86 Metern ist er 0,86 Meter höher als bisher bekannt. Als Grund vermutet man tektonische Verschiebungen. Ob Edmund Hillary, dem die Erstbesteigung 1953 gelang, es diesmal schaffen würde? Man weiß: Die letzten Zentimeter sind die schwersten. Für unsereins ist der Berg jetzt endgültig zu hoch. GRN

Kl. Bilder (v.o.): Van Santen & Bolleurs für DIE ZEIT; Christian Kober/robertharding/laif

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg  
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbefragung@zeit.de  
ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de; ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

ABONNENTENSERVICE:  
Tel. 040 / 42 23 70 70,  
Fax 040 / 42 23 70 90,  
E-Mail: abo@zeit.de

PREISE IM AUSLAND:  
DK 60,95/EIN 8,50/E 7,10/  
CAN 7,60/F 7,10/NL 6,60/  
A 5,90/CH 8,20/I 7,10/GR 7,60/  
B 6,60/P 7,40/L 6,60/H 2990,00

N° 52

75. JAHRGANG C 7451 C



www.zeit.de/vorgelesen



Fotos: Christian A. Werner für DIE ZEIT; Jürgen Volkmann, Luise Volkmann (u.)

Luise Volkmann  
Bigband Été Large  
im Leipziger  
Theaterhaus Schille  
von links nach rechts:  
Max Santner,  
Casey Moir,  
Laurin Oppermann,  
Remi Fox,  
Paul Jarret,  
Elisabeth Coudoux,  
Luise Volkmann,  
Athina Kontou,  
Yannick Lestra,  
Johannes Böhmer,  
Gabriel Boyault,  
Tobias Wember,  
Conni Trieder

# Das Glühen geht weiter

Dem Vater sei Dank: Die junge Komponistin Luise Volkmann errichtet den 68ern ein musikalisches Denkmal VON ULRICH STOCK

Ihrer CD hat Luise Volkmann ein Poster beigelegt. Das geht eben bei Spotify nicht, etwas beilegen, und dieses Detail deutet schon an, dass die Ambitionen der 28-jährigen Komponistin nicht nur der Gegenwart gelten, sondern auch einer Vergangenheit, die vielleicht verblasst, aber nicht vergeht.

Schwarz-weiß ist das Poster, schmal, kaum größer als ein DIN-A4-Blatt, und es zeigt ihren Vater daheim in Bielefeld als Indianerhäuptling mit Federbusch im Strubbelhaar, mit Nickelbrille und Vollbart. Wir sehen einen alten Hippie, der gerade einen Zug aus seiner Fluppe nimmt. Sein Blick ist ruhig, auf sein Gegenüber gerichtet, also auf seine Tochter, die in diesem Moment auf den Auslöser drückt.

Als Mädchen hat Luise immer Indianer gespielt, im Tipi im Wald hinterm Haus in Bielefeld; sie erinnert sich gern daran. Zu den Umständen des Fotos könnte sie gewiss eine Geschichte erzählen, denn alles, was sie tut, hat Hintersinn – in der Summe so viel, dass es der einzelnen Anekdote dann gar nicht mehr bedarf.

Einst hatte die Musikzeitschrift *Bravo* in jeder Ausgabe einen Starschnitt gedruckt, aus dem sich über viele Wochen hinweg ein lebensgroßes Poster zusammensetzen ließ, das dann an der Decke überm Bett angehängt wurde. Da gab es die Pelzköpfe in Pelzkränzen, Mick Jagger in Sitzpose, die Balladen-Tischler von Creedence Clearwater Revival, den glitzernden Marc Bolan von T. Rex. Das war anglo-amerikanischer Pop, der die im Krieg versehrte deutsche Volkskultur schweißnass zur Seite schob.

Luise Volkmann, geboren 1992, lernte die Rockstars der Sechziger- und Siebzigerjahre mit Verspätung lieben, als Artefakte des elterlichen Plattenschranks. Ihr Vater, geboren 1950, war 18 gewesen im Jahr der Rebellion; sie folgte ihm zu Eric Burdon, Van Morrison und Patti Smith. Das riffbasierte *Tobacco Road*, das lichte *Brown Eyed Girl*, das rau klickende *Rock 'n' Roll Nigger*.

Sie hatte, allem Gender zum Trotz, Rockgitarist (ohne -in) werden wollen. Dass sie stattdessen Altsaxofon zu spielen begann, Komposition studierte, Jazzmusikerin wurde, passt aber auch, weil ihre Kunst sich nicht in der Konservierung zeigt, sondern in der Umdeutung des Gewesenen. Der Vater als Posterboy ist ein schönes Beispiel dafür.

Jürgen Volkmann, der in den späten Sechzigern mit Hauptschulabschluss im heimischen Bad Salzungen Chemiefacharbeiter war, hatte mit dem eigenen Vater über Kreuz gelegen. Der Opa, erzählt Luise, sei kein schlimmer Nazi gewesen, aber auch kein Held, ein Busfahrer mit damals weitverbreiteten Ansichten: Hitler hat immerhin die Autobahnen gebaut, und wenn es dir hier nicht passt, dann geh doch nach drüben!

In Westdeutschland trieb das Jahr 1968 einen Keil zwischen den Generationen. Die Verlogenheit der Nachkriegszeit, die alten Nazis in führenden Positionen, das Wiederaufbaupathos – von alldem hatten die Nachgeborenen genug. Sie wollen kiffen, knutschen, herumhängen, nicht so viel arbeiten, und das alles immer schön gewaltfrei, jedenfalls in der ostwestfälischen Interpretation.

Jürgen Volkmann zieht in eine Land-WG; zu fünf hausen sie da und erproben den neuen Lebensstil. Irgendwann – Willy Brandt und dem zweiten Bildungsweg sei Dank – dann doch noch ein Studium. Der Arbeiter wird Fotograf. Später heiratet er, bekommt eine Tochter und wohnt 45 Jahre lang im selben Haus in Bielefeld. Ein sesshafter Rebell.

Luise sieht es so: Seine Generation hat den Weg aus Mief und Muff nach draußen freigekämpft; als Tochter zehrt sie davon bis heute. Das beginnt mit den alten WG-Genossen, die ihr einen Patenonkel und eine Nennante besicherten. Das Jahr 1968 hat ihre Familie nicht entzweit, sondern um Wahlverwandte erweitert. Über die Jahrzehnte hinweg gehen die Freunde im Bielefelder Haus ein und aus.

»Mein Vater hat nicht alles richtig gemacht«, sagt Luise Volkmann. »Meine Eltern haben sich getrennt, das war nicht rosig. Aber wir haben alles wieder ausgebügelt, und es bleibt das Thema Freiheit: Ich war immer frei, meine Sachen zu machen.«

Als sie auf die Idee kommt, ihm und der Musik von und nach 1968 ein Album zu widmen, ist ihr sofort klar, dass das mehr sein muss als eine Sammlung von Songs. Sie setzt ihn vor die Videokamera. Komm, Vater, erzähl uns vom Nachkrieg: »Was waren für dich die Achtundsechziger?«

»Wilde Zeiten«, sagt er. »Politische Veränderung. Die Mädels kamen ins Visier, natürlich. Die Musik war toll. Es war Aufbruchstimmung in der Jugend und Zuversicht: Die Nazis sterben bald weg, und wir werden das schon machen.«

»Welche Musik habt ihr gehört?«

»Oh, ich war ein völliger Musikfan. Mit der Kreidler Florett bin ich nach Bielefeld gefahren, als das Cream-Doppelalbum erschien.«

35 Minuten Video sind daraus geworden, anzuschauen im Netz. In statisch-stoischen Einstellungen, am Frühstückstisch oder auf der Terrasse, entwerfen der Vater und seine WG-Freunde das Bild einer Zeit, in der die Lust neben das Muss getreten ist. Es geht um Jimi Hendrix in Herford (»Da sind wir hingelaufen, sieben Kilometer zu Fuß, und für zwei Mark zur Pause rein«), um das Tanzen in Rockschuppen, das Trampen, das Pennen bei irgendwem irgendwo, die Abschüttelung aller überkommenen Zwänge, immer im Gefühl: *Time is on my side*.

Wie anders ist es 2020. Die Gesellschaft überaltert, die Zukunft düster. Das Ableben der Achtundsechziger stellt keine Hoffnung dar, nicht einmal für die Rentenkasse. Luise Volkmann hatte, bevor das Virus kam, mit dem Vater und den Freunden noch ein Rockkonzert in Berlin besucht und fasziniert gesehen, wie manche von ihnen es kaum die Treppen hoch schafften, aber dann in Rhythm and Blues aufgingen.

Die Rockmusik – immerwährendes Elixier der Elterngeneration und Tonspur auch ihres Lebens. »Ich wollte gern ein Bild zeichnen von dieser Art von Jugend, mit mir als Tochter, die da mit drinsteckt.«

Ihre Bachelorarbeit im Studium hatte sie über politische Stellungnahmen in der Bigbandmusik geschrieben. Das Liberation Music Orchestra von Charlie Haden und Carla Bley – von 1969 an zitieren sie Revolutionsfanfaren in antiautoritär ge-

stimmten Medleys. Oder das Sun Ra Arkestra: ein überirdisch swingendes Kollektiv, das Musik als Ritual und Lebensform entwirft, initiiert vom schwarzen Pianisten Sun Ra, der sich 1993 auf den Saturn zurückzieht. Sein Arkestra um den inzwischen 96-jährigen Saxofonisten Marshall Allen tourt bis heute, gerade gibt es ein neues Album, *Swirling*.

Auch Luise Volkmann beschließt, ihrem Traum von Freiheit, Teilhabe und Solidarität die Gestalt einer Bigband zu verleihen. Sie ist 2015 noch gar nicht fertig mit der Hochschule, da hat sie schon ein Dutzend Musiker aus halb Europa um sich geschart. So wie es eben geht, wenn man in Leipzig, Paris, Kopenhagen studiert und jetzt in Köln lebt: Überall trifft man welche, die etwas ganz Besonderes können und sich somit für etwas sehr Besonderes empfehlen. Voilà: das Ensemble Été Large, zu Deutsch Großer Sommer.

Da ist Casey Moir, die Sängerin, die aus Stockholm anreist, aber aus Myrtleford stammt, einem australischen Nest, in dem sich das Leben um Tabak, Holz und Hopfen dreht. Wenn es in ihrer Kindheit Musik gibt, kommt die aus dem Küchenradio. Anfangs singt sie AC/DC-Cover. Sie muss zwanzig werden, um zu verstehen, dass die europäische Klassik nichts Langweiliges ist, und von da ist es noch eine Strecke zu John Cage, Meredith Monk, Helmut Lachenmann und zu jener Art experimenteller Komposition, der sie sich in Schweden widmet.

Oder Laurin Oppermann, der Deutschemerikaner aus dem Elsass, der in normalen Jahren

fünf Monate in Berlin lebt und sieben woanders, jetzt bis Weihnachten aber in Wien ist und deshalb nicht 3000 Kilometer die Woche im Zug verbringt, unterwegs als freier Sänger mit Liedern von Bach, Brahms, Monteverdi, Schnittke.

Während Casey Moir ihrer Rockröhre etwas Schneidendes verleiht, lässt Laurin Oppermann seinen Tenor in kraftvollem Vibrato schwingen. Ihr ist die Bigband das einzige Projekt, bei dem sie Noten lesen muss – ihm eröffnet sich ein Freiraum, den er aus der Kammermusik gar nicht kennt.

Da ist Paul Jarret aus Nanterre bei Paris, der E-Gitarist, den die Eltern mit Led Zeppelin aufziehen. Er lässt es in einer Metal-Band krachen, bevor er sich dem Jazz zuwendet. Luise lädt ihn und die Rhythmusgruppe der Bigband nach Berlin ein, um alte Rockstücke zu proben. Was sind das für Rückkopplungen, wie fühlt sich das an? Der Zusammenklang, sagt er, sei das Besondere jener Zeit gewesen. Man lasse vier Jazzmusiker zusammenspielen, und sie klingen vielleicht nicht wie eine Band. Die Rocker damals konnten das!

Was sie in Berlin proben, hat mit dem, was sie jetzt auf die Bühne bringen, wenig zu tun. Die Bigband spielt keine Coverversionen; sie verwendet nur Elemente des Überlieferten, fetzende Gitarrensolis, Hammondorgelkaskaden, ein polterndes Schlagzeug. Es geht um den Gestus, um die Energie.

Neun Monate lang hat Luise Volkmann an den sieben Stücken komponiert, die auf dem Album zu hören sind. Superkurz ist das *Schlaflied für meine Eltern*, fast zwölf Minuten braucht das programmatische *You're Getting Older Now*. Sie hat keine typischen Rockballaden über Liebe und Jugend entworfen, sondern eine rockopernhafte Kunstmusik übers Aufblühen, Genießen, Dahinwelken und Sicherstellen, in der auch ein Cello, eine Querflöte und eine Trompete Platz haben.

Es wäre nicht im Geiste der Achtundsechziger gewesen, wenn sie primär auf kommerziellen Erfolg abgezielt hätte. Im Gegenteil macht sie sich lustig darüber. *Child you gotta have a radio song*, zitiert sie zu Beginn des Albums den Rat ihres Vaters, *three and three quarter is the maximum*. »Kind, wenn du einen Song im Radio haben willst, mach ihn nicht länger als 3 Minuten und 45 Sekunden.« Schmissig setzt sie diese Empfehlung um, ohne dass irgendeine Chartfahrt bestünde.

Das Album hat sie *When the Birds Upraise Their Choir* getauft, weil die Nächte unter Freunden im väterlichen Haus oft bis zum Zwitschern am frühen Morgen gehen. Da wird getrunken, geraucht, geredet und getanzt. Der Moment gilt mehr als der Tag, der ihm folgt.

Das ergreifendste Stück kommt als Shuffle daher. *Lush Life* – eine Hymne auf das gute Leben im väterlichen Garten, in der Bielefelder Waldrandidylle, ein bundesrepublikanisches Schwelgen und durchaus unerwartetes 68er-Resultat:

*Sun is shining / Cat sleeps / Mows the lawn / ... / Summer, a time that I oh so love / Birds twitter / And the plants they grow in secret, my big one / What a nice day / Wish you all good / And the glowing is still gain' on*

Gutbürgerlicher geht's kaum. Aber die Pflanzen wachsen im Geheimen? Das Glühen geht weiter? Na, 68 glimmt heute in jeder Vorstadt.

Sie wollte ihrem Vater in Texten und Tönen ein Monument errichten, und indem sie es getan hat, errichtet sie allen musikvernarnten Eltern ein Monument. Wir sind, was wir hören, bis wir aufhören zu sein. Jürgen Volkmann, schwer krebserkrank, stirbt im Sommer 2020, wenige Wochen bevor Été Large im Oktober mit dem Programm zu einer Drei-Städte-Tour aufbrechen.

Chemnitz, Weimar, Leipzig sind die Stationen, was schon kurios ist, da 1968 hier ja erst nach 1989 hat stattfinden können (hätte stattfinden können). Chemnitz durfte damals nicht einmal Chemnitz heißen, und die zeitweilige Karl-Marx-Stadt tut sich bis heute schwer mit der Selbstwahrnehmung. »Stolz statt Scham – Chemnitz verändern!«, wirbt das Wahlplakat eines glatzköpfigen Kandidaten bei der Oberbürgermeisterwahl.

Die Musiker von Été Large reisen von überall her an, die vier Franzosen mit frischen Corona-Tests. Alle nächtigen in der Jugendherberge. Die fünf Frauen in dem einen Mehrbettzimmer, die acht Männer teilen sich zwei andere. Es gibt drei Zimmerschlüssel für dreizehn Personen und Frühstück von halb sieben bis acht. Solche Bedingungen hat selbst der Saxunist Tobias Wember, hauptberuflich Oberfeldwebel bei der Bigband der Bundeswehr in Euskirchen, schon länger nicht mehr gehabt.

Sie proben und spielen im Weltecho, einem alternativen Kulturzentrum, dessen lässige Internationalität sich von dem eher national gestimmten Drumherum deutlich abhebt. Das Konzert findet vor 32 Zuschauern statt; mehr dürfen virusbedingt nicht hinein. Zum Glück hat Luise Volkmann für das Projekt Mittel der NRW-Kunststiftung bekommen; anders ginge es gar nicht.

Remi Fox, der in Montpellier lebende Bariton-saxofonist, in seiner eigenen Band tätig an den Grenzen des Elektro, denkt über das Spielen vor Maskierten nach: Wie schön es doch ist, die Gesichter des Publikums zu sehen, das Lächeln.

Die 32 in Chemnitz sind ein dankbares Publikum im Alter zwischen 20 und 70; von den englischen Texten mögen sie beim ersten Hören nicht jedes Wort verstehen, aber sie spüren den Spirit.

Nach drei Konzerten hat sich die Musik, die zwischen den Regionalbahnfahrten (umsteigen in Glauchau) und den Quartierwechslern immer wieder geprobt wird, um einiges verfeinert. Das Album bildet sie schon nicht mehr ganz ab, auch deshalb nicht, weil die Band einer gewissen Fluktuation unterworfen ist und auf der Bühne in einer etwas anderen Besetzung spielt als auf der Platte.

Manche Musiker hatten nie Zeit, andere verloren das Interesse. Einige hat Luise Volkmann auch rausgeworfen, weil sie ihrem Ansatz nicht mit dem Respekt begegnen, den sie erwartet. Wünscht sie sich die Bigband als Kollektiv, so ist es fürs Erste doch immer noch sie, die den Ton angibt.

Été Large: *When the Birds Upraise Their Choir* (nwog-records.com, luisevolkmann.com)



Luise Volkmann  
und ihr Hippie-Vater Jürgen